

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1936)

Artikel: Noch einiges über alten Brauch und Glauben im Volksleben
Autor: Gartmann, J.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Noch einiges über alten Brauch und Glauben im Volksleben

Von Prof. J. B. Gartmann

Nachdem wir in den früheren Jahrgängen dieses Jahrbuches über alten Brauch oder Glauben, der an den größten Wendepunkten des Menschenlebens beobachtet wurde, gesprochen haben, möchten wir im diesjährigen noch über einige der wichtigsten Erscheinungen dieser Art bei andern, zum Teil weniger einschneidenden Ereignissen reden.

Einen tiefen Eindruck auf die jungen Leute und ihre Angehörigen machte in unserem Lande je und je die Konfirmation, die Aufnahme der jungen Glieder in die Gemeinschaft der mündigen Christen. Daß dieses Fest einen Grenzstein bildete, kam, besonders früher, schon in der Kleidung des Konfirmanden, namentlich des Mädchens, zum Ausdruck. Neben dem üblichen langen Rock, der zeigen sollte, daß die Tochter nun dem Mädchenalter entwachsen und in den Stand der Ledigen vorgerückt sei, trug sie am Tage der Einsegnung einen langen, schwarzen Schal über die Schultern gehängt, der ihr bis auf die Knöchel herab reichte. Noch früher trugen die Konfirmandinnen z. B. in Klosters schwarze Spitzenhauben, wie sie die alten Frauen beim Kirchgang tragen. Als Tag für das hohe Ereignis wurde meist der Karfreitag gewählt. Am Gründonnerstag hatten sich die Konfirmanden vor versammelter Gemeinde in der Kirche, später in Anwesenheit der Eltern, Taufpaten und anderer Freunde im Schulzimmer auszuweisen über das, was ihnen der Konfirmandenunterricht als Vorbereitung auf ein selbständiges christliches Leben geboten hatte. Der Tag wurde denn auch nicht als gewöhnlicher Werktag angesehen, sondern als Vorbereitung auf den Karfreitag eingeschätzt.

Manchenorts war es Sitte, daß das älteste Mädchen unter den Neukonfirmierten die Mitkonfirmanden am Karfreitag zum Mittag- oder Abendessen einlud oder daß alle nach der Feier einen gemeinsamen Spaziergang machten. Wieder an anderen Orten war es üblich, daß die Konfirmanden nach der Heimkehr aus der Kirche das Haus nicht mehr verlassen durften und den Abend beschließen mußten mit dem Verlesen von Gebeten aus dem Schmolck oder einem andern geschätzten alten Erbauungsbuch. Es war eine besondere Sorge und Aufgabe der Großmutter oder der Mutter, darauf zu achten, daß der Konfirmand an diesem Tage die Abendandacht «leitete»; denn er mußte als Neueingesegneter eine besondere Kraft besitzen. War der Vater gestorben, so erhielt der Sohn am Tag seiner Konfirmation die Uhr oder einen andern Gegenstand, den dieser besonders geschätzt hatte, zum Geschenk, mit dem Wunsch, nun auch so lieb für die Seinen zu sorgen, wie es der «Ätti» selig getan. Er übernahm mit dem Geschenk also eine oft sehr schwere Pflicht. Solche Geschenke waren aber auch die einzigen, die

verabfolgt wurden, und die Gefahr, daß darüber die Hauptsache vergessen wurde, war sicher weniger groß als heute, wo vielfach die Geschenke fast die ganze Aufmerksamkeit des jungen Menschen in Anspruch nehmen.

Nach der Konfirmation tritt der junge Mann in die Rechte der Erwachsenen. Er kann nun des Abends herumstreifen, ohne Gefahr zu laufen, in eine Scheune oder einen noch schlimmern Raum eingesperrt zu werden, was Buben etwa erleben mußten, wenn sie noch spät auf der Straße angetroffen wurden. Wo Knabenschaften bestehen, dürfen die Konfirmierten vielerorten sofort in diese aufgenommen werden. Ist der Junge «ledig» geworden, so darf er auch ältere Burschen, die zu Töchtern den Kilt- oder Hengertgang machen, als Graber oder «Gugscher» auskundschaften. Dabei kommt es zu lustigen, vielfach aber auch zu recht derben Szenen. Die Graber rufen dem «Hengertbueb» mit verstellter Stimme allerlei lustiges, oft auch recht albernes Zeug in die Stube. Ton und Inhalt des «Eingefufenen» wird dann besonders aufreizend, wenn unter den Grabern ein Konkurrent des Kiltgängers ist. Dann wird dieser oft herausgefordert, und es setzt draußen mitunter Hiebe ab, besonders wenn der Besucher ein Auswendiger (Auswärtiger) ist.

Vielfach üben die Graber auch eine gewisse sittenrichterliche Tätigkeit aus und sorgen, daß gewisse Verhaltensmaßregeln der Liebenden streng eingehalten werden. So ist es im Prätigau z. B. Brauch, daß zwei Hengertleute in der Stube, wo sie beisammensitzen, stets bei zwei Fenstern die Fensterladen nicht schließen dürfen. Auch dürfen Haus- und Stubentüre nicht geschlossen, d. h. nicht verriegelt werden. Leistet man diesen Vorschriften nicht Genüge, so haben die Graber das Recht, zwar ein ungeschriebenes, handgreiflichen Protest einzulegen. Verfehlungen gegen Schicklichkeit und Moral bei den Liebenden werden oft bestraft durch Aushängen von Schmähchriften oder durch Anbringen von symbolischen Gegenständen oder Zeichnungen, die dann jeder mit Ort und Sitte Vertraute leicht deutet. Daß dabei oft auch Dinge vorkommen, die nicht schicklich und auch ungerecht sind, braucht kaum besonders betont zu werden. Oft kommt auf diese Weise auch, recht schlecht verschleiert, alter Haß zum Ausdruck.

Daß die junge Welt von jeher auf Vergnügen ausging und solche veranstaltete, ist selbstverständlich und natürlich. Sehr beliebt sind im Winter die Schlittenfahrten. Dabei läßt der Jüngling ein Mädchen des Dorfes als Schlittenmaitja ein. Jeder Schlitten nimmt nur ein Pärchen auf. Der Schlittner leitet das Pferd selber. Heute benützt man gern die bequemen, mit Pelz ausgeschlagenen Sitzschlitten. Früher fanden die sogenannten «Ruttnerschlitten» Verwendung, auf die man eine

«Rennbenna» stellte, eine Art niederer Bank mit einer Lehne an jeder Schmalseite, jedoch ohne Rückenlehne auf der Längsseite. Der Jüngling saß rittlings hinter der Vorderlehne und leitete das Pferd; die «Schlittnerin» neben ihm saß meist so, daß sie nach der rechten Seite schaute. Die Rennbenna war oft schön bemalt, zeugend von einer recht beträchtlichen Erfindergabe und Gestaltungskraft eines Dorfmalers. An der hintern Lehne war meist noch ein kurzes, abgerundetes Brett angebracht, der sogenannte Vogel. Diesen Platz durfte meist ein kleiner Bruder oder ein guter Bekannter des einen der beiden jungen Leute einnehmen und wenigstens ein Stück weit mitfahren. Nach seinem Hochsitz erhielt er den Namen Vogelbueb. Nicht selten nimmt man auf einem besonderen Schlitten auch die Musik, Seppli oder Fränzli, mit, die am Ziel des Ausfluges nach dem Essen zum Tanz aufzuspielen hat. Dieser wird nach der Rückkehr ins Heimatdorf oft bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt. Die Kosten für die ganze Veranstaltung bestreitet der Jüngling. Als Gegenleistung veranstalteten früher die Mädchen, die eingeladen waren, nach einiger Zeit einen Hengert mit Tanz, den sogenannten Blätzji-Hengert. Jede schenkte ihrem «Ritter» dann nämlich einen Blätz, ein Stück Tuch zu einem Kleidungsstück oder, je nach den Verhältnissen auch zu einem ganzen Kleide. War die Geliebte nadelkundig genug, so nähte sie ihrem Partner nach der «Blätzata» das Kleidungsstück oder Gewand auch noch. Dies geschah aber nur, wenn die Bekanntschaft schon «ernsteren Charakter» angenommen hatte.

Tanzanlässe fanden überdies fast immer an den kirchlichen Nachfeiertagen am Nachmittag und Abend statt, also am Stefanstag, Oster- und Pfingstmontag, dann auch am sogenannten Kapitel- oder Synodalsonntag, wenn der «Heer» auf der Synode war.

Andere Anlässe dagegen, die manchenorts festlich gefeiert werden, fanden bei uns früher wenig Beachtung, so z. B. der Geburtstag eines Familiengliedes. Höchstens wurde etwa beim gemeinsamen Morgenessen des Ereignisses gedacht und zum soundsovielten Mal daran erinnert, was für eine Umkehr die Ankunft des neuen Erdenbürgers im Familienkreis verursacht habe, auf welchem Punkt man damals mit dieser oder jener Arbeit gewesen sei. Damit wurde die Tatsache als etwas Selbstverständliches hingegenommen und nicht weiter erwähnt und gefeiert. Höchstens räumte man dem Geburtstagskind das Recht ein zu bestimmen, welches unter den allgemein üblichen einfachen Gerichten zu Mittag oder Abend bereitet werden sollte. Wenig ansprechend war der unter jungen Leuten vielfach bestehende Brauch, den, der «Geburtstag hatte», an den Haaren oder Ohren zu ziehen, damit er sein Wiegenfest nicht vergesse.

Auch den Namenstag beachtete man bei uns wenig, wohl aber in der untern Schweiz. Alt und dem Sinn nach schwer erklärbar ist der Brauch, den Namensträger zu würgen. Davon her rührt nach Hoffmann-Krayer (Feste und Bräuche im Schweizervolk) der Name Würgete für das Namenstags- und später auch für das Geburtstagsgeschenk. Davon abgeleitet wurde

dann die heute noch z. B. im Zürichbiet gebräuchliche Bezeichnung Helsete, von Halsen, Halsumfassen. Halsen heißt jetzt, dem «Götti» oder der «Gotte» ein Geschenk bringen. Zum Geburts-, aber heute mehr zum Neujahrstag gehört noch ein Helsweggen, ein Brot, zu dessen Herstellung man Milch oder Butter verwendet.

Dann gibt es verschiedene Arbeiten im Dorf, bei denen sich alter Brauch und Glauben in reichem Maße zeigen. Ein besonderes Ereignis in dieser Richtung war früher die Aufrichtung eines Hauses oder Stalles. Da zeigte sich der Gemeinschaftssinn der Dorfbewohner in weitgehendem Maße. Hatte der Zimmermeister mit seinen Gesellen das Bauholz zugerüstet, den Bau abgebunden, so erschienen die Dorfgenossen, um beim Auftröhlen (Zimmern) zu helfen und zwar als Ehrwiler, das heißt unbezahlte Arbeiter. In ähnlicher Weise half man einander beim Pflügen aus. Gegenseitig schickten die Haushaltungen einander «Pflughauer» oder «Pflughauerinnen», die die Aufgabe hatten, die durch den Pflug abgeschnittenen und umgelegten Rasenstreifen glattzuhacken und Wurzeln herauszuschlagen. Diese Art, einander bei der Arbeit Handreichung zu tun, nannte man «z'Weschel werchen».

Daß so billig Arbeit geleistet wurde, liegt auf der Hand. So wird z. B. in Klosters ein Stall gezeigt, dessen Bau seinen Besitzer eine Luggmilch (Schlagrahm) mit Kastanien als «Ufrichtimah!» gekostet habe. Alles wurde durch gute Freunde und Nachbarn in sogenannten «Ehrentagmen» (Tagewerken) gemacht. Allerdings leistete der Besitzer auch viel derartig uneigennützig Arbeit, weshalb ihm die Hilstruppen in überreichem Maße zuströmten. Ein alter Brauch scheint die Aufrichtung eines Tännchens auf dem neuerstellten, noch uneingedeckten Dachgiebel zu sein. Früher wurden statt der farbigen Bänder Taschentücher aufgehängt und zwar so viele, wie «Arbeiter» an der «Ufrichti» beteiligt waren, zuoberst ein seidenes für den Meister oder Vorarbeiter. An manchen Orten klopfen die Zimmerleute nach vollendeter Aufrichtarbeit «Firabed», das heißt sie schlugen mit ihren Beilen auf den leeren Balken und Rafen den Takt, daß es weithin klingt. Dadurch wird der Bauherr gemahnt, das Aufrichtmahl zu rüsten und besonders am Wein nicht zu sparen. Versteht er den Wink nicht, so wird ihm ein verkehrter Besen ans Dach genagelt und er vor aller Welt als Geizhals hingestellt. An manchen Orten wurde das neue Haus vor dem Bezug noch «geräukt», mit dem Rauch des (heiligen) Herdfeuers erfüllt. Wohl erst später kam der kirchliche Brauch auf, es mit Weihrauch gegen böse Geister auszuräuchern. In Goms im Kanton Wallis soll, nach Hoffmann-Krayers schon genanntem trefflichem Buche, der Brauch bestehen, nach der «Aufrichte» bei jedem Fenster des neuerrichteten Hauses einen Alpkäse herauszuhängen. (So man hat. D. V.)

Ein weiteres Ereignis, das Leben und Freude ins Dorf brachte, war und ist heute noch die Alp-fahrt. Die Bauernbuben freuen sich besonders auf die Ringkämpfe der Kühe. Am Vorabend des festlichen Tages lodern auf den Maiensäben und anderen Anhöhen die Alpfeuer. Am nächsten Tag bricht man früh auf, um zeitig die Alp zu

erreichen, damit man nicht in einem Trubel hinauf komme und die Tiere sich ein wenig einfühlend können, bevor die Ringkämpfe beginnen. Früher soll es oft vorgekommen sein, daß ein Bauer, der eine starke Kuh besaß, dieser Schnaps einschüttete, damit sie mehr Kampflust bekomme. Der Erfolg soll aber durchaus nicht immer den aufgewandten Mühen entsprochen haben. Daß sein Liebling die Meisterschaft erringe, war für manchen Besitzer tiefste Herzensangelegenheit; ein Mißerfolg konnte Anlaß zu tiefem Haß gegen den glücklichen Nachbar werden. Ja, es kamen als Ausfluß desselben fast unglaubliche Dinge vor, so das Vernageln der Heerkühe. Einmal fand ein Besitzer sein Tier todkrank; denn es war diesem ein «Brettnagel» (handgeschmiedeter Nagel) in die Stirne geschlagen worden. Auch wurden etwa solche Nägel den Tieren in die Füße getrieben, daß sie lahmten und zum mindesten kampfunfähig wurden.

Hatte eine Kuh die Herrschaft über die andern errungen, so war sie ausgesprochener Liebling ihres Besitzers und durfte sich daneben allerlei erlauben, sogar größte Zurückhaltung in der Milchleistung. Die Bäuerin war dann freilich anderer Meinung, wenn der Molkenenertrag mager ausfiel, der Butterhafen leer war und die faule «Tschäppelkuh» nichts geleistet hatte zu dessen Speisung. Wenn aber im Herbst das mit «Maien» und Bändern geschmückte Tier von der Alp heimkehrte und von der ganzen Einwohnerschaft des Dorfes bewundert wurde, waren ihr auch von der Hausfrau alle Sünden verziehen. Die Alpknechte erhielten ein währschaftes Nachtessen, bei dem besonders auch der Wein reichlich floß.

Mit dem Leben auf der Alp verbanden sich überhaupt allerlei Bräuche. Ein solcher ist z. B. der in vielen Alpen heute noch gebräuchliche Betruf, der durch einen Milchtrichter über die Alp hin ausgerufen wurde. Der schönste der noch erhaltenen Betrufe soll nach Hoffmann-Krayer der von den Sarganser Alpen sein:

«Ave Maria usw.

B'hüet's Gott und üser lieb Herr Jesu Christ
 Liber, Hab und Guet und alles, was hierum ist!
 B'hüet's Gott und der lieb heilig Sant Jöri,
 Der wohl hieruf wachi und hör!
 B'hüet's Gott und der heilig Sant Marti,
 Der wohl hieruf wachi und wart!
 B'hüet's Gott und der lieb heilig Sant Gall
 Mit sinen Gottheiligen all!
 B'hüet's Gott und der heilig Sant Peter!
 Sant Peter! Nimm die Schlüssel wohl in die rechte
 Hand,
 B'schließ wohl uf dem Bären sin Gang,
 Dem Wolf d'r Zahn,
 Dem Luchs d'r Chräuel,
 Dem Rappen d'r Schnabel,
 Dem Wurm d'r Schweiß,
 Dem Stein d'r Sprung!
 B'hüet's üs Gott vor solcher böser Stund,
 Daß solche Tierli mögen weder trotzen noch
 bißen,
 So wenig als die falschen Juden unsern lieben
 Herrgott b'schiffen!
 B'hüet Gott Alles hier in üserm Ring
 Und die liebe Muttergottes mit ihrem Kind!
 B'hüet Gott alles hier in üserm Tal,

Allhier und überall.

B'hüet's Gott und das walt Gott und das tue der
 lieb Gott!

Ave Maria usw.»

Während in den Urkantonen noch die Sennen- oder Älplerkilbenen veranstaltet werden, sind bei uns noch in manchen Talschaften die Bergsonntage freudige Ereignisse im Sommerleben der Älpler. Vormittags versammelt ein Gottesdienst die Teilnehmer auf grüner Bergmatte, und nachmittags vergnügt sich namentlich das junge Volk bei Tanz und Gesang.

Ein freudiger Tag im Bauernleben war auch und ist heute noch die Alpentladung, wenn die Hirten und Herden zu Tale kommen. Geschmückt durfte an manchen Orten nur der Hirt heimkehren, dem während der ganzen Alpzeit kein Stück seiner «Habe» zu Tode gestürzt war. Dieser Brauch war ein besonderer Ansporn für den Hüter, treu über die Herde zu wachen.

Auch bei andern bäuerlichen Arbeiten zeigen sich alte Sitte und alter Brauch. War ein Nachbar auf den Grenzen zutäppisch und griff er mit der Sense gern auf fremdes Gebiet hinüber, so ließ man ihm zur Strafe ein sogenanntes Schelmengras, einen handbreiten Streifen Grases, stehen. Jeder Vorübergehende verstand diese Geißelung des Geizes und der Habgier.

Vielfach war es namentlich früher üblich, daß der Säemann seine Arbeit mit einem frommen Spruch begann: «Was i schaffa, das tue i mit Fliß, mög 's Hergotte Gnad si bi üs.» Er beschloß seine Arbeit mit den Worten: «Nun gebe der liebe Herrgott den Segen darein». Der alte Schnittergruß beim Beginn der Ernte hieß: «Walt Gott, well Gott, daß es wohl ergäbi». Wenn abends die Betzeitglocke klang, schnitt jeder Schnitter noch drei Handvoll Halme und verließ dann das Feld mit dem kurzen Gebetswort: «Walt Gott trüli». Hoffmann-Krayer berichtet uns ferner, daß der Säemann die drei ersten Körner und der Schnitter die drei ersten Ähren ins Kornfeld hineingeworfen habe, um die «Kornmutter» zu befriedigen. Manchenorts werden die drei ersten Handvoll Halme kreuzweise hingelegt.

Kann einer nicht im Takt schneiden und bleibt er zurück, so schneiden die andern an ihm vorbei, schließen weiter vorn die Reihe wieder und lassen ihn auf seiner Halmeninsel zurück. Dabei wird er von den andern verhöhnt mit allerlei Spottliedern: «Ab, Äckerlein, ab. So kommt der faule Schnitter drab.» Der Faule oder der Hatsch muß die andern mit Wein und Brot bewirten. (Nach Sutermeister.) Im Unterland hört man auch von der Sichellegi, Sichelhenki, Sichellose, einem Fest des Ernteschlusses. Da setzte die Hausmutter, namentlich früher, eine besondere Ehre darin, schon einige Brote aus Korn der neuen Ernte aufzutragen.

In Graubünden wird das Erntedankfest (3. Sonntag im Oktober) als Abendmahlssonntag gefeiert und zwar seit einer schweren Hungerzeit, wo man so recht den Segen der Gottesgaben schätzen lernte, der uns alljährlich von Acker, Garten, Wiese und Obstbäumen gesendet wird. Otto von Sutermeister berichtet uns auch, daß manchenorts anlässlich des Erntedankfestes große Garben in den Gottesdienst mitgenommen und dann den Armen überlassen

werden, eingedenk der schönen alten Erkenntnis, daß «zwar vernüchlich das Empfangen, doch seliger das Geben ist». Einen alten Brauch, der mit dem eben genannten verwandt ist, kennen wir schon aus der Heiligen Schrift, daß nämlich die Armen auf dem Felde des Reichen Ähren lesen durften. Von keinem Acker durften die Ährenleser weggewiesen werden, im Gegenteil, viele gemüthvolle Bauersleute ermahnten ihr Gesinde, mit dem «Ählimachen» nicht zu karg und knauserig zu sein. Damit war gesagt, daß nicht der «hinterste und letzte» Halm in die Garbe gebunden zu werden brauche. Meist wurden die Ährenleser auch zum Schnitterimbiß geladen, und die Freude war dann eine doppelseitige. Die einen freuten sich, am reichgedeckten «Tisch» des Reichen sich sättigen zu dürfen, und der habliche Bauer freute sich über die Freude des andern. Mit dem Rückgang des Getreidebaues in unseren Bergtälern ist nicht nur das schöne Bild des wogenden Kornfeldes aus der Landschaft verschwunden, sondern auch alter, schöner Brauch, der die Menschen einander gemüthlich näher brachte, statt sie einander zu entfremden, wie die heutige Zeit mit ihrer Zerrissenheit es tut. Kaum eine Arbeit verbindet den Menschen so mit der nährenden Mutter Erde wie der Anbau des eigenen Brotes auf der eigenen, vielleicht recht harten Scholle. Die Menschen, die es dieser abringen mußten, haben dann auch die richtige Achtung davor gehabt, so daß sie kein Krümlein unnütz oder unwürdig «umkommen» ließen.

Wie mit der spendenden Erde, waren und sind die Menschen auch mit den Tieren ihres täglichen Umganges innig verbunden. Aus dem Verkehr mit ihnen und aus Beobachtungen an ihnen hat sich manche uralte Anschauung herausgebildet.

Führt ein Bauer eine Kuh auf den Markt und geht sie ihm willig nach, ohne den Strick anzustrecken, so wird sie wieder zurückkommen; sie spürt, daß sie ihren Besitzer nicht wechseln wird. Sperrt sie sich aber und will sie ausreißen, so wird sie nicht mehr zurückkehren. Hat ein Händler oder ein Bauer ein Kälbchen gekauft, so nimmt er es verkehrt (z'hinterafür) aus dem Stall; denn das bewirkt, daß das Tier ihm besser nachläuft.

Klagt ein Hirt, daß ihm die Tiere ihres Besitzers auseinanderfahren, namentlich die Kälber, so rät ihm ein Erfahrener, jedem ein wenig Haar abzuschneiden, dieses zu vermischen, Salz beizugeben und jedem Tier davon zu verabreichen. Dann werden alle so verbundenen Tiere beisammen bleiben. Jedes Tier bekomme nämlich den Geschmack von allen andern, und sie werden nun zusammenhalten wie Harz.

Soll ein Kalb zum erstenmal aus dem Stalle gelassen werden, so führt es der Bauer zuerst im Stallgang herum, wieder an seinen Platz an der Krippe zurück und dann erst zur Türe hinaus. So soll es den Hang zum Fortlaufen verlieren und leichter und williger in den Stall zurückkehren.

Auch die Tätigkeit der Bauersleute, selbst die außerhalb des Stalles, stand mit Glück oder Unglück im Stall in engem Zusammenhang. So soll es einst geschehen sein, daß eine Bäuerin ein-

mal aus dem Kalender kam und an einem Mittwoch statt am Donerstag die Wäsche «z'Welchen» tat. Von einer Nachbarin aufmerksam gemacht, erschrak die Frau sehr und äußerte sofort die Befürchtung, daß es nun gewiß «etwas geben» werde. Als im Sommer darauf auf der Alp ein Kalb zu Tode stürzte, mußte «d'Mittwuchawäsch» schuld sein daran.

Wie die Tage einen besonderen Einfluß haben konnten auf Erfolg oder Mißerfolg, wovon wir schon früher sprachen, hatten es auch die Himmelszeichen. So bestand und besteht heute noch vielfach die Ansicht, daß im Skorpion keine Blackten gerupft und keine Wiesen gemäht werden sollten. Tue man es, so sterben die Stöcke ab, und das Heu, welches im Skorpion gemäht oder eingebracht werde, fressen die Tiere nicht gerne. Im Widder solle man den Buben die Haare schneiden, damit sie krause Locken bekommen. Bei andern herrscht dagegen der Glaube, es nisten sich in den in diesem Zeichen geschorenen Haaren die Läuse leicht ein, was dann bei Krausköpfen besonders unangenehm wäre. Ganz besonders geeignet für das Haarschneiden sollte nach alter Anschauung dagegen das Zeichen des Löwen sein; denn da bekommen die Buben eine «löwenmäßige Mähne».

Kartoffeln, die im Widder gesteckt werden, bekommen nach dem Volksglauben brandfleckige Stauden und räudige Knollen. Gute Himmelszeichen dagegen sollen Fisch, Zwillinge, Jungfrau und Schütz sein. Sie werden deshalb auch besonders für die Hausmetzger ausgewählt, weil in diesen Himmelszeichen «geratsamtes» Fleisch sich besonders gut hält.

Wie die Himmelszeichen, so hat auch der Mond einen Einfluß auf die Erfolge oder Mißerfolge der Menschen. Um Pflanzen zu setzen, Samen auszustreuen, Quellen zu graben, wählt man die Zeit des wachsenden Mondes, den «Obsigehnd». Will man dagegen Mist «anreiben», Abwasser versenken, Rüben säen, so wartet man auf den «Nidsigehnd», den schwindenden Mond. Hat ein junges Rind zu tief stehende Hörner, so rät man dem Besitzer, im Neumond daran zu ziehen, damit sie schön gebogen werden wie das Horn des Mondes. Daß bei diesem Beginnen der Patient die Bemühungen des Helfers oft unsanft quittiert, ist selbstverständlich, und so heißt es etwa: «Der hat für dies oder das den gleichen Dank bekommen wie der alte H. fürs Hornziehen».

Wurde ein Mensch oder ein Tier im «dunkeln Mond», das heißt in der Zeit zwischen der letzten sichtbaren Phase des abnehmenden und der ersten sichtbaren Phase des zunehmenden Mondes geboren, so prophezeite man ihm eine geringe Lebensfähigkeit und kurze Lebensdauer. Auf mancher Mutter lastete so jahrelang der Alb einer besonderen Sorge um ihr Kind und ließ sie bei jeder Unpäßlichkeit desselben in höchstem Maße erschrecken.

So sehen wir, daß alter Brauch und alter Glaube vielfach eine gewisse Poesie ins Leben der einzelnen Menschen und in die Gemeinschaften bringen konnten, andererseits aber auch dazu angetan waren, die Sorgen unnötig zu vergrößern und manche Falte in einem ohnehin schon tiefgefurchten Gesicht noch zu vertiefen.